

## Morgen in der Wüste

Oft habe ich mir das vorgestellt: da ist nichts. Nichts außer Himmel und Erde. Sonst nichts, einfach nichts, nur Luft und Sand, nur Blau, blasses Gelb, und ein Wind weht, der meine Kleider in wunderbare Falten legt. Vielleicht irgendwo, von fern, ich weiß nicht woher, ein nie gehörter Ton, eine sanfte Melodie. Und irgendwo in diesem Raum ich selbst, allein.

Allein fahre ich los. Es ist vier Uhr früh – keine bessere Zeit denkbar für dieses Abenteuer. Das Auto, ein Mietwagen, ist mir fast unbekannt, jedenfalls spüre ich es jetzt, frühmorgens in der Dunkelheit, als ich den Knopf oder Schalter oder Hebel nicht finde für das Scheinwerferlicht. Egal, erst mal los. Langsam. Mit einer Art Standlicht durch die leeren Strassen der Siedlung.

Natürlich werde ich angehalten, schon wenige Minuten später. Und bin ganz froh darüber. Ein Soldat in meergrün, ein Kindergesicht unter einem Helm. Wenige Meter weiter steht ein Fahrzeug, ein klobiger Schatten mit kreisender Rundumleuchte. „Ihr Licht...“ in der Landessprache, die mir, wenn schnell und von Einheimischen gesprochen, immer noch schwer verständlich ist.

Meine Papiere sind in Ordnung, mein Gesicht wirkt vertrauenswürdig – es gibt Orte auf der Welt, wo es darauf ankommt. Wo jeder kleine Junge in Uniform geübt ist im Gesichterlesen. Wo Gesichter mehr gelten als Papiere, Stempel, Plastikkarten. Ein Pass kann gefälscht sein, aber nicht der Ausdruck in einem Auge vier Uhr früh. Der Soldat sieht sofort, ob ich heute Nacht geschlafen habe, ob ich etwas zu verbergen habe, ob ich lüge. Er ist darin geübt, auf diese Art kurz und durchdringend in eines Autofahrers Auge zu blicken. Mitten im Nichts zu erkennen: Gefahr oder nicht.

Kurzer, präziser Rat, welches Licht ich einschalten soll um diese Zeit in der halbnächtlichen, frühmorgendlichen Wüste. Lastzüge sind unterwegs und Beduinen. Die Lastzüge rasen, die Beduinen treiben gemächlich ihre Herde über die Strasse. Beides lebensgefährlich für jemanden, der ohne richtiges Licht fährt. Ein Oberkörper in grünem Armeetuch beugt sich ins offene Seitenfenster, für Sekunden umfängt mich ein Geruch von chemischer Reinigung, Waffenöl und Milchkaffee. Eine Hand drückt

den Knopf, den ich nicht fand. Mein Dank in der Landessprache.  
Und wieder los.

Auf leeren, wirklich leeren Strassen. Lange Minuten niemand auf der Gegenfahrbahn, niemand vor mir, hinter mir, kein anderes Licht weit und breit als das meiner Scheinwerfer. Schon das allein ist märchenhaft. Schon das ist das ganze Unternehmen wert. Dieser Morgen ist einzigartig, das weiß ich schon jetzt, einfach, weil ich hier bin, weil ich aufgebrochen bin um vier Uhr früh.

Der Mond steht hoch am Himmel. Ein strahlender Halbmond, sehr scharf und leuchtend, in seinem traumhaften Licht sind die zwei verschleierte Beduinenfrauen zu erkennen, die jetzt, halb fünf am Morgen, ihre Herde am Straßenrand versammeln, eine Herde aus zottigen, gehörnten Tieren. Schafe? Ziegen? Fabelwesen? Ich bin schon vorbei.

Fern, auf der Gegenfahrbahn, nähert sich ein Ungetüm, etwas Aufgetürmtes, Dunkles mit vier scharfen Lichtern, scharf wie Nadelstiche, vergrößert sich, verdichtet sich zu einem Tanklastzug, donnert vorbei. Noch nie habe ich einen Lastzug als solches Donnerwetter erlebt, als etwas so Urzeitliches, Riesenhaftes, Elementares. Ich höre sein Gebrumm, Geklapper, Ächzen noch einige lange Augenblicke, dann ist wieder Stille.

Stille und Alleinsein – zwei seltene Zustände in meinem Leben. Viele Menschen fürchten sich davor. Wir verlernen, was wir nicht üben. Ich höre Musik im Auto, weil ich mich vor der Stille fürchte. Die Stille ist unglaublich, und ich bin noch schlaftrunken. Ich fürchte, die Stille wird mich betäuben, ich werde die Kontrolle über mich und den Wagen verlieren, werde von der leeren Strasse abkommen, dorthin, wohin mein Blick irrt, in die hügelige, verlockend leere Landschaft. Ich höre etwas Italienisches, ein sentimentales Lied mit den immer wiederkehrenden Zeilen:

Con te partirò  
per navi sul mari che io non so...

Mit Dir werde ich losfahren, mit Schiffen, auf Meeren, die mir unbekannt sind... Es stimmt nicht ganz, Du bist nicht bei mir, Du schläfst noch im Haus in der Stadt, von der ich mich unaufhaltsam entferne. Aber ich weiß schon jetzt, dass ich Dich noch heute,

spätestens morgen, zu einer Dir genehmeren Tageszeit, hierher fahren werde: damit Du es auch siehst.

Damit Du was siehst? Was ist hier, genau genommen, zu sehen? Sand in Form von Hügeln und Wellen, ein Auf und Ab von Sand, hin und wider unterbrochen von einer Gruppe dürrer Bäume, einer stillen Versammlung von Sträuchern, Anhäufung von Steinen. Manchmal ein Geschiebe und Gedränge von versteinertem Sand, fast dramatisch, am Ende entsteht eine Art Gipfel oder Plateau, dann wieder Sand, sanft fallender, steigender, wogender Sand, der Vergleich mit einem Meer ist nicht abwegig... Sand.

Und Licht, fünf Uhr einundzwanzig – ich halte extra am Straßenrand an, um es zu notieren – „von links blauer Schein“. Keine aufregende Notiz, aber der Schreiber ist aufgeregt, die Handschrift verrät es, verrät es für immer: er ist in vollständiger Dunkelheit aufgebrochen, hat noch den Mond als einzige Lichtquelle erlebt, hatte sich schon fast gewöhnt an diese öde, etwas gespenstische, amorphe, mondlichterne Welt, und nun... Blauer Schein.

Es ist ein unbeschreiblich zartes Blau. Ein Hauch von einem Blau. Sehr fern. Aber so spürbar stark, unaufhaltsam, langsam durchdringend, unbesiegbar wie nur eins sein kann auf dieser Erde: das Licht der Sonne. Ich erlebe die Sonne jeden Tag, sie steht am Himmel oder kämpft sich, hochstehend, durch Gewölk, oder ist verborgen und dennoch gegenwärtig: selbstverständlich, alltäglich, fraglos immer da. Nicht nennenswert, weil sie so allgegenwärtig ist, so langweilig-zuverlässig in ihrem Immer-da-Sein.

Und wenn nicht sie, dann ihre Nachahmungen von Menschenhand, Lampe und erleuchtetes Fenster, zahllos und überall. Ich bin in einer großen Stadt aufgewachsen, in der das Licht der Hochhäuser, der großen Strassen und Plätze niemals erlischt. Kaum je habe ich darüber nachgedacht, was es hieße, ganz ohne Licht zu sein. Aber heute bin ich losgefahren in völligem Dunkel, um mich nur düsterer, mondfarbener Sand (und dabei weiß ich doch, habe als Kind in der Schule gelernt: selbst dieses gruslige Mondlicht war nichts anderes als der Sonne Widerschein), und habe gefühlt, eine Stunde und einundzwanzig Minuten lang, was es heißt, ohne Licht zu sein, ohne das der Sonne oder wenigstens ihrer Nachahmungen. Ich habe – ohne es gleich zu verstehen – den urzeitlichen Schrecken

des Menschen vor vollständigem Dunkel durchgemacht, unsere Urangst vor der dunklen Wolke, die sich vor die Sonne schiebt und ihr Licht vertilgt, vor dem Gewitter, vor der Apokalypse, vor dem letzten Tag.

Daher hat mich ihr zarter, ahnungsweiser Schein so verblüfft, dass ich angehalten habe, um die Sensation schriftlich festzuhalten. Und während ich weiterfahre, weiß ich, dass ich froh bin, von Herzen froh. Weil der blaue Schein etwas kräftiger wird und immer deutlicher, weil die Sandwellen endlich Schatten werfen, zarte, scharfe Schatten im Sand, weil die Blätter der letzten Sträucher Kontur gewinnen und das gewohnte Spiel von helleren, dunkleren Stellen.

Spiel, Lichtspiel – ich habe das Wort gewählt, ohne gross nachzudenken: erst die Sonne macht diese Welt spielerisch und verlockend. Davor, im Mondlicht, herrschte fürchterlicher Ernst. Davor war nur meine Entschlossenheit, um vier Uhr morgens loszufahren, das Dunkel zu durchqueren, aber keine wirkliche Lust am Leben, keine Heiterkeit. Davor war Gott, aber noch nicht sein belebender Hauch. Die nächste viertel Stunde ist auf diese Art erheiternd: jeder kleine Stein hat sein Gegenbild in seinem Schatten, jede Ecke und Kante gewinnt ihre Form, kleine Vögel segeln über dem Sand, und zwei weitere Beduinenfrauen, wieder verschleiert, zeigen erste Farben und Muster im Stoff ihrer Gewänder, ihre Ziegenherde – eindeutig Ziegen, keine Fabelwesen – wirkt nicht mehr erschreckend.

So geht es in den nächsten Minuten unaufhaltsam weiter, alles im Aufwachen und Sich-Beleben, der Sand gewinnt Farbe, belebt sich wie Haut, unter der Blut pulsiert. Unbeweglich am Himmel ein Raubvogel, auf Beutesuche, auch er mit der Sonne erwacht. Dann wird alles um mich herum rosa, von einem silbrigen Rosa. Ich muss wieder anhalten, um es zu notieren. Wellen, Sträucher, Steine, ein ausgetrockneter Fluss, alles in Rosa getaucht, mit silbrig-grünen Schatten. Unvorstellbare Zwischentöne. Ein Reichtum nie gesehener Farben, um deren Flüchtigkeit ich weiß. Flüchtig wie auf Steinen, die man aus dem Meer nimmt: der nächste Augenblick, das volle Licht, lässt ihren Zauber verblassen.

Die Sonne steigt nun unaufhaltsam, alltäglich triumphierend auf. Sie ist noch unsichtbar, verborgen hinter Sandhügeln. Gleich

beginnt Gegenverkehr von Jeeps und Kleinbussen voller Leute, die irgendwohin fahren, Wegweiser kündigen Siedlungen an, ferne Städte, Grenzübergänge. Ich werde zum ersten Mal aufgehalten, von einem Traktor, von einem bergan schleichenden Lastzug, Irre tauchen im Rückspiegel auf, Raser in der Wüste, Limousinen mit Surfbrettern auf dem Dach, auf dem Weg zum nächsten Meer.

Auch ich bin nun voll erwacht, zu voller Geistesgegenwart, Verkehrstüchtigkeit, Wahrnehmungskraft für das Alltägliche. Ich muss überholen, ausweichen, vorbeilassen. Alle paar Minuten ein anderes Auto. Übrigens bin ich auf dem richtigen Weg, die plötzlich auftauchenden Straßenschilder verraten es, ich habe den Soldaten richtig verstanden, ich werde keine Zeit vergeuden, sondern mein Ziel auf dem kürzesten Weg erreichen. Ich denke wieder ökonomisch, bin wieder wach. Es muss an der Sonne liegen. An ihrem Triumph, der auch meiner ist – bin ich nicht losgefahren im Glauben an sie, im Glauben an ihr Aufgehen? Ich habe, in ihrem Licht, alle meine Zweifel und Ängste vergessen. Für ein paar Augenblicke bin ich wieder ich selbst, mein alltägliches Selbst.

Am Straßenrand ein totes Tier, ein Esel mit aufgeblähtem Bauch, gleich darauf noch ein Kadaver, ein Schakal. Erst vor kurzem überfahren, sein Fell bewegt sich noch in der Morgenbrise. War er satt und müde, nachdem er vom toten Esel gefressen hat? Oder war er auf dem Weg zu ihm, angelockt in der dunklen Wüste von seinem Geruch? War er satt oder hungrig als er starb? Überfahren hat ihn vermutlich einer der Riesen-Trucks, die in regelmäßigen Abständen, sechs Uhr früh, vorbeidonnern, nicht mehr ganz so schrecklich wie der erste in der Nacht.

Doch zwischendurch wieder Stille, minutenlang Stille. Vor meinen Augen, im zunehmenden Licht, verändert sich die Wüste, verliert alles Flache, Küstenmeer-Ähnliche, Seichte, das sie bisher noch hatte – Bäume, Sträucher gibt es schon lange nicht mehr – und wird wildbewegt. Wie das Meer wenn man die Ufergewässer verlässt. Sie wird tief und zerrissen und will sich den inneren Schichten der Erde nähern.

Durch Klüfte, die sich seitlich öffnen. Es geht tief bergab, besser nicht hinsehen. Geht hoch hinauf, die Strasse ist eindeutig Kunstwerk, Einschnitt, eine in den versteinerten Sand geschnittene Hieroglyphe. Seitlich geht es aufwärts, abwärts, ich muss an mich

halten, die Augen nicht nach oben, unten wandern zu lassen, sondern mit angelernter Sturheit auf die gewundene Fahrbahn zu heften.

Als erste Schilder die berühmte Wüstensiedlung ankündigen, bin ich innerlich zum Anhalten bereit, diesmal richtig, mit Türöffnen, Aussteigen, den Fuß auf den Boden der Wüste setzen. Und fahre doch an der Siedlung vorbei. Ein paar Kilometer weiter, fern von der Strasse, aber offenbar erreichbar, parken zwei Wagen auf einem Grat zwischen tiefen Schluchten. Dorthin biege ich ab. Gegen Sieben. Ich bin davor gewarnt worden, die Strasse zu verlassen, hier könne man schnell verloren gehen, meine Freunde haben mir ihr Mobil-Telephon mitgegeben für den Fall, dass ich mich verirre.

Langsam rollt der Wagen aus, auf sandigem Grund. Langsam, vorsichtig öffne ich die Tür. Sofort umfängt mich Stille, vollständige Stille. Es ist draußen noch stiller als im Auto. Lange habe ich mich, im zunehmenden Lärm dieser Tage, nach Stille gesehnt. Lange habe ich vergessen, was Stille überhaupt ist. Das Auto knackt und stöhnt noch ein paar Mal, dann kommt es zur Ruhe und wird still wie alles um uns herum. Minutenlang höre ich nur meinen Fuß auf dem feinen, sandfarbenen Geröll, meinen behutsam gesetzten Fuß im Lederschuh, meine zaghaften Schritte. Ich will die Stille nicht stören. Dann fernes Summen, näherkommend, unsichtbar woher, mit der Stärke eines Hubschraubers.

Das werde ich nie vergessen. Die Ursache dieses Geräuschs, so überwältigend in der Stille, war eine Biene. Sie flog vorbei, viele Meter entfernt, auf dem Weg zu einer der gelben Blüten talabwärts, sie flog und verursachte diesen unerhörten Lärm. Sie verschwand aus meinem Blick, doch ihr Geräusch erweckte das tiefe Tal. Da ging es steil abwärts, weit unten war etwas Dunkles, Feuchtes zu erkennen, nasser Sand, umrahmt von grünen Pflanzen, eine alte Zisterne, wie ich später aus der Karte erfuhr.

Die Biene weckte auch die beiden Schläfer, einen Jungen und ein Mädchen. Sie weckte sie mit durchdringendem Bienengesumm, liess sie die Augen öffnen in sanftem Erschrecken, mit den Schlafsäcken rascheln, auch dieses unverhoffte Geräusch werde ich nie vergessen. Plötzlich war sehr viel Leben auf dem schmalen Grat, Bienensummen, Rascheln von synthetischem Stoff, Bewegung von Menschenkörpern, ein sich aufreckender Arm, Geräusch von Haar, wenn sich ein Kopf nach der Seite wendet. Ich wurde erspäht, kurzer

prüfender Blick, Zurückfallen in den weichen Stoff. Ich stand gut hundert Meter entfernt, aber hier war alles zu hören.

Sie hatten hier übernachtet, in der Wüste, unter freiem Himmel, ihnen gehörte der Kleinbus, neben dem sie lagen. Und seine Schritte dorthin, Öffnen einer Blechklappe, Öffnen der Wasserflasche, erster Schluck, erstes Wort, "Willst Du auch?" in der Landessprache, und ich ging – jeder Schritt weithin hörbar – zu meinem Auto zurück, stieg ein und schrak zusammen unter dem Geräusch der zufallenden Tür.

Jetzt war es hell, richtig hell, im Fahren sah ich die Sonne hinter fernen Hügeln aufgehen. Ich kann nichts Aufregendes davon berichten: sie ist einfach da wie jeden Tag, gelb, strahlend, in ihrem übergangslos grellen Licht verschwindet der letzte Zweifel, alles ist ausgeleuchtet und an seinem Platz. Wie immer erscheint mir der Rückweg kürzer als der Hinweg. Da ist schon der Wegweiser zur berühmten Wüstensiedlung, eine leere Bushaltestelle, dann die Siedlung selbst mit ihren Geräuschen, Hähne krähen, Geschäftigkeit, ein Mann steigt auf eine Leiter und ruft von oben einer Frau etwas zu, langsam fährt ein gelber Traktor vorbei, ich durchquere die Siedlung und erreiche die Aussichtsterrasse.

Sie bietet einen nie gesehenen Ausblick in die Urzeit. Sand, aufgetürmt zu Gebirgszügen, Sand, der wie gefroren aussieht in der ewigen Hitze, gläsern scheinender Sand, Treppen, Plateaus, Paläste aus Sand. Ich brauche nur halb die Augen zu schließen und sehe uralte Städte und Festungen, Tempel und Gassen, sehe Türme, die lange Schatten werfen in jäh abstürzende Schluchten. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich dort stand.

Die fernen Städte aus Sand – alte Erinnerung und Zukunftsvision zugleich. Wüste ist nur ein vorübergehender Zustand. Wir müssen nicht vor ihr erschrecken. Für den Ewigen sind tausend Jahre wie ein Tag. Unsere Zukunft liegt in der Wüste. Sie breitet sich aus, wir müssen mit ihr rechnen, darüber nachdenken, wie wir sie für uns gewinnen. Hier haben wir begonnen, immer von Neuem begonnen, werden es auch diesmal wieder tun: wir werden pflanzen und bewässern, werden den schlafenden Sand ins Leben zurückrufen, werden wieder frei atmen und lauschen lernen, die Sonneaufgänge bewundern, die Erde wieder lieben...

© Chaim Noll

Süddeutscher Rundfunk Stuttgart, Sendereihe Eckpunkt  
(Redaktion: Gabriele Finger-Hoffmann), 14.7.1997